

soziale medizin

Die Zeitschrift im Gesundheits- und Sozialwesen.
Kompetent und kritisch. Seit 1974.



Altenpflege durch Frauen aus Polen Hilfe zur Selbsttötung Forschung am Menschen

Arbeitslosenversicherung auf Abwegen
Studium: Kontroverse um die Bologna-Reform
Medikamentenabgabe in Arztpraxen
Wohnhaus für Betagte mit geistiger Behinderung
Der Arbeitstag einer Pflegefachperson



Gestaltung: Stefan Witschi
Foto: ivangarcia | Flickr

Magazin & Rubriken

- 4 Kurznachrichten
- 5 Arbeitslosenversicherung auf sozialen Abwegen
Carlo Knöpfel
- 6 Kolumne: Alles verbieten!
Dani Winter
- 7 Wertekultur als Schlüssel zur Gewaltprävention
Tagungsbericht
- 8 Medikamentenabgabe in Arztpraxen?
Ruedi Spöndlin
- 10 Med in Switzerland: Patentpool
Martin Leschhorn Strebel
- 12 Kontroverse um die Bologna-Reform
Eine Medizinstudentin, VUA
- 14 Chronische Krankheiten in Entwicklungsländern
Bericht vom medicus mundi-Symposium
- 15 Qualitätsstrategie im Gesundheitswesen
Bea Heim
- 16 Asbest: Prozess gegen Schmidheiny in Turin
Alex Schwank
- 18 Schimmelpilz in Wohnräumen
Ruedi Spöndlin
- 20 Leben mit der Vergewaltigung
Rezension von Ueli Mäder
- 64 Infos & Rezensionen
- 67 Inserate
- 68 Was tun gegen den Pflegenotstand?
Stefan Witschi

inhalt • soziale medizin 1.10

Alter

- 21 „Weisst du, wir haben eine patente Frau aus Polen“
Gespräch mit Angeline Fankhauser und Sarah Schilliger (Ruedi Spöndlin)
- 36 Das Beispiel einer polnischen Senio-Pair
Sarah Schilliger
- 41 Sparen bei alten Menschen
Ueli Mäder

Pflege

- 27 Ein ganz normaler Arbeitstag
Dokumentation der AGGP
- 37 Gute Pflege kostet
Marie-Louise Zindel

Humanforschung

- 44 Menschen für einen Zweck instrumentalisieren?
Diskussion zwischen Basler Appell und Sozialer Medizin (Ruedi Spöndlin)
- 51 Abstimmungsempfehlung der Sozialen Medizin

Behinderung

- 52 Spezielles Wohnhaus für Betagte mit einer geistigen Behinderung
Interview mit Eveline Haagen
- 55 abilia – eine Institution im Wandel
Margreth Spöndlin
- 56 Ist die pränatale Diagnostik behindertenfeindlich?
Riccardo Bonfranchi

Sterbehilfe

- 58 Liberal in der Schweiz, restriktiv in Deutschland?
Asmus Finzen
- 62 Die Oregon-Lösung
Asmus Finzen

Sparen bei alten Menschen Egal, was es kostet!

Armut im Alter ist passé; ein Restposten, der ausläuft und sich vernachlässigen lässt. So lautet eine gängige Annahme, die leider nicht zutrifft.

von Ueli Mäder*

Ein Drittel der Pensionierten lebt in der Schweiz von der AHV. Die Renten reichen knapp- oder gar nicht. Zwölf Prozent der Personen im AHV-Alter sind auf Ergänzungsleistungen angewiesen. Weitere Anspruchsberechtigte verzichten darauf, diese Leistungen zu beantragen, die ihnen gesetzlich zustehen, aber, wie die AHV, gerne als grosszügige Geschenke hingestellt werden. Dass die Renten rentieren, wird selten thematisiert. Und wer, wie Kurt Seifert und Amélie Pilgram, die „Altersarmut in der Schweiz“ (Pro Senectute 2009) studiert, stösst damit nicht nur auf Verständnis. Denn die Armut im Alter passt nicht zum Selbstbild der Schweiz. Alte scheinen auf Rosen gebettet zu sein. Sie dienen, so legitimiert, auch als Sparobjekt. Doch wer so sparen will, egal was es kostet, spart nicht.

Gegenläufige Trends

Gewiss, die Armut im Alter hat sich in der Schweiz seit der Einführung der AHV und der Ergänzungsleistungen er-

* Ueli Mäder ist Professor für Soziologie an der Universität Basel und der Hochschule für Soziale Arbeit. Er leitet das Nachdiplomstudium in Konfliktanalysen. Beim vorliegenden Text handelt es sich um ein überarbeitetes Referat von der Tagung ‚Gesundheit hat ihren Preis‘ zu der die Soziale Medizin und ihre Herausgeberin SGSG am 7. November eingeladen haben.

heblich entschärft. Die beiden Begriffe alt und arm lassen sich längst nicht mehr gleich setzen. Das ist erfreulich. Allerdings gibt es auch gegenläufige Entwicklungen. So sind die Vermögen und Einkommen bei den älteren Menschen ungleicher verteilt als bei den übrigen Altersgruppen. Vielen Haushalten fehlen finanzielle Reserven. Nominell steigen die durchschnittlichen Einkommen zwar. Aber die verfügbaren Einkommen sind in etlichen Altershaushalten gesunken. Die Ausgaben für Steuern, Versicherungen und das Wohnen fallen bei kleinen Budgets besonders ins Gewicht. Davon zeugt, dass die Verschuldung im Alter wieder zugenommen hat. Das ist alarmierend. Vor allem mit Blick darauf, wie sich Armut tradiert und weitere Betroffene involviert.

Die Armut braucht finanzielle Reserven auf und strapaziert die Beziehungen. Eine mehrmonatige Erwerbslosigkeit der Eltern kann das Lernverhalten und Selbstwertgefühl der Kinder auf Jahre hinaus beeinträchtigen. Um den familiären Zusammenhalt zu sichern, leisten Kinder emotionale Hilfe, die sie selber bräuchten. In den 220'000 Haushalten erwerbstätiger Armer (working poor), die es in der Schweiz gibt, übernehmen die über 250'000 mit betroffenen Kinder auch viel Haus- und Betreuungsarbeiten. Sie müssen früh erwachsen sein. Wer in unserer individualisierten Gesellschaft den Anschluss verpasst, scheint selber verantwortlich zu sein. Das erhöht den Druck. Besonders auf Kinder. Sie wollen dazu gehören und stolz auf ihre Eltern sein. Im Wohlstand verbergen sozial Benachteiligte und Kinder ihre Armut. Sie tun, als sei alles normal. Diese Unstimmigkeit stresst. Kinder erfüllen Erwartungen, um Fassaden zu erhalten. Sie beschönigen ihre Betroffenheit und entlasten sich so vom Druck, etwas zu verändern, was neue Defiziterfahrungen mit sich bringen

könnte. Wer sich ohnmächtig fühlt, empfindet das Bessere zuweilen als Bedrohung. Es fordert zum Handeln auf, von dem befürchtet wird, dass es scheitern könnte.

Die reiche Schweiz muss diese Rückschritte angehen. Um die finanziellen Probleme zu bewältigen, ist politischer Wille gefragt. Weitere Anstrengungen sind nötig, damit möglichst alle Menschen am gesellschaftlichen Geschehen teilhaben können. Ein erster Schritt besteht darin, die Armut im Alter wieder stärker wahr zu nehmen. Das fördert auch die Akzeptanz notwendiger Unterstützung. In finanzieller Hinsicht sind die Ergänzungsleistungen zu erhöhen, unbürokratischer zu gewähren und auf weitere Haushalte auszuweiten, die zu wenig Einkommen haben. Die reiche Schweiz hat genügend Mittel für diese Mehrausgaben. Sie bedeuteten auch eine Wertschätzung alter Menschen. Geld allein genügt aber nicht. Ebenfalls wichtig ist die Beteiligung am gesellschaftlichen Leben, soweit gesundheitliche Einschränkungen diese Teilhabe ermöglichen. Und das fordert uns und unsere Gesellschaft doppelt heraus. Zum einen, weil arme Alte weniger gesund sind; zum andern, weil sie sich mehr zurückziehen. Da sind weitere soziale Angebote und Infrastrukturen zu entwickeln, die Brücken schlagen. Damit sie zum Tragen kommen, ist auch die Sinnfrage mehr zu stellen und in den Alltag zu integrieren. Denn es gibt auch eine Armut in unserem Geist. Sie äussert sich im kurzfristigen Bestreben, alles möglichst schneller drehen zu lassen. Weiter führt die schier subversive Frage: Wozu das alles?

Armut macht krank

Vier Fünftel der Schweizer Bevölkerung machen sich immerhin regelmässig Ge-

danken über ihre Gesundheit. Bei den gut Situierten ist das ausgeprägter der Fall. Soziale Faktoren sind für die Gesundheit zentral. Die Lebenserwartung steigt mit dem Einkommen. Sozial Benachteiligte weisen schon als Säuglinge eine deutlich höhere Sterblichkeit auf, zudem eine zweimal höhere Mortalitätsrate durch Unfälle. Im Unterschied zu vergleichbaren Gruppen von Beschäftigten machen Erwerbslose häufiger Suizidversuche. Lebenspartnerinnen und Kinder zeigen mit zeitlicher Verzögerung ähnliche psychische Reaktionen. Infektionen und chronische Erkrankungen häufen sich. Die Armut beeinträchtigt die Gesundheit der Kinder. Sie erhöht das Risiko von Krankheiten – von der Karies bis zu Aids. Die Lebenserwartung sinkt von der obersten zur untersten Einkommenschicht. Armut macht krank. Und Krankheit macht arm.

Der soziale Aspekt zeigt sich auch bei den zunehmenden Diagnosen von Depressionen. Sie häufen sich einerseits bei Arbeitslosen, Alleinerziehenden, alleinlebenden Alten und erwerbstätigen Armen; andererseits bei Pflegenden und bei stark Leistungsorientierten. Bei Letzteren kommt das grosse Loch öfters just nach Erfolgen. Diese geben zwar Anerkennung, aber noch keinen Lebensinhalt. Der Soziologe Alain Ehrenberg beschreibt in seiner Studie über „Das erschöpfte Selbst“ (2004), wie chronische Überlastungen depressive Erkrankungen fördern. Wer sehr streng mit sich selbst umgeht, erhöht seine Disposition zur Depression. Und wer die Härte seinen Kindern weiter gibt, beeinträchtigt deren Lebendigkeit. Er schwächt damit das, was eine Depression verhindern könnte: die innere Vitalität. Die Vitalität leidet auch, wenn bürokratische Funktionalität dominiert und sich eine Gesellschaft einseitig an ökonomischer Rationalität orientiert.

Renten rentieren

Die durchschnittliche Lebenserwartung verlängerte sich im Verlaufe der letzten hundert Jahre stark. Auch die Zeit, während der alte Menschen aktiv sein können. Pensionierte sind heute gesünder und besser ausgebildet als früher. Sie wollen eigene Bedürfnisse befriedigen und gesellschaftlich nützlich sein. Das



“

Das Umlageverfahren bei der AHV erweckt den Anschein, immer weniger Junge müssten die Renten von immer mehr Alten finanzieren. Alte Menschen haben ihre Renten jedoch selber verdient.

ist kein Widerspruch. Allerdings gibt es rüstige Alte und solche, die weniger rüstig sind. Wer auf psychosoziale Unterstützung angewiesen ist, verursacht Kosten. Diese werden, wie die Zunahme alter Menschen, häufig problematisiert. Die Optik der Effizienzoptimierung dominiert aktuelle Diskurse. Sie konzentriert sich auf ökonomische Aspekte und dokumentiert eine neue Oberflächlichkeit. Was macht der Mensch aus dem, was die Verhältnisse aus ihm machen, fragt die Existenzphilosophie. Wenn wir Diskurse über das Alter erörtern, müssen wir den gesellschaftlichen Kontext einbeziehen, in dem diese stattfinden. Und da zeigen sich, wie erwähnt, gegenläufige Entwicklungen. Auch bei den Alterstheorien. Frühere Defizitkonzepte gingen von starren Lebensphasen aus.

Sie sind erfreulicherweise nahezu passé. Heute zählt die persönliche Kompetenz. Ressourcen orientierte Ansätze rücken eigene Interessen und Fähigkeiten in den Vordergrund. Mit dem zunehmenden Anteil alter Menschen und den steigenden Kosten sind allerdings auch andere Trends feststellbar. Davon zeugen despektierliche Schlagzeilen über die so genannte Rentnerschwemme oder Überalterung. Wer soll das bezahlen? So lautet eine häufige Frage.

„Unsere glücklichen Rentner. Keine Sorge: Noch zahlen die Nachkommen“, titelte die Weltwoche (29.5.2003) und schrieb dazu: „Die heutigen Rentner werden geschont. Doch wer nach 1950 geboren ist, hat düstere Aussichten: länger arbeiten, tiefere Renten.“

Ähnliches war im Facts (28.5.2003) unter der Überschrift „Die Solidaritätsfalle: Die Alten profitieren, die Jungen blechen“ zu lesen: „Die Jungen stopfen die Löcher bei den Sozialversicherungen. Die Alten profitieren davon.“ Ja, das Umlageverfahren bei der AHV erweckt den Anschein, immer weniger Junge müssten die Renten von immer mehr Alten finanzieren. Alte Menschen haben ihre Renten jedoch selber verdient. Sie haben viel gesellschaftlich nützliche Arbeiten verrichtet, auch wenn diese, wie teilweise Betreuungsaufgaben, durch keine Sozialversicherungen abgedeckt sind. Zudem gibt es immer noch mehr unter 20jährige als über 65jährige. Das wird oft übersehen. Die Anteile der alten Menschen nehmen wohl zu, aber nach dem Jahr 2040 gehen sie wieder zurück; dann kommt der Pillenknick mit den geburtenschwachen Jahrgängen ins Alter. Zudem macht es wenig Sinn, die Erwerbstätigen nur mit den Personen zu vergleichen, die Renten beziehen. Ein konstanteres Verhältnis ergibt sich, wenn wir die Jugendlichen und Kinder einbeziehen. Sie verursachen auch Kosten, wobei diese privatisiert sind. Hinzu kommt: Die AHV-Leistungen haben eine hohe Wertschöpfung. Sie sind keine Geschenke. Renten rentieren. Ein beachtlicher Teil der AHV-Auszahlungen geht über die Mieten und den Konsum direkt in die Wirtschaft zurück. Diese Ausgaben tragen dazu bei, konjunkturelle Schwankungen auszugleichen und den sozialen Zusammenhalt zu fördern. Hinzu kommt das soziale Engagement vieler alter Menschen.

Und zum „lieben Geld“ sei noch angemerkt: Das Bundesamt für Statistik legte am 19.5.2009 die bereinigten Zahlen vor, die nun für das Jahr 2007 vorhanden sind. Daraus geht hervor, dass die Gesamtausgaben für die Soziale Sicherheit (inkl. Sozialhilfe) im Jahr 2007 auf 142,4 Mrd. Franken stiegen (2006: 137,2 Mrd. Fr.). Bedingt durch das wirtschaftliche Wachstum hat sich die Sozialausgabenquote (Sozialausgaben im Verhältnis zum Brutto-Inlandprodukt) 2007 um 0,4 Prozent auf 27,8 Prozent verringert. Damit ist die Quote seit dem Höchststand von 2004 (29,3 Prozent) zum dritten Mal in Folge gesunken. Hinzu kommt: die Einnahmen betragen

2007 insgesamt 165,7 Mrd. Franken. Das entspricht einer Zunahme von 2,6 Prozent.

Ungewöhnliches ausprobieren

In einzelnen Gemeinden mischen sich Seniorenräte öffentlich ein. Ältere Menschen engagieren sich auch im familiären Umfeld. Grosseltern betreuen in der Schweiz jährlich über hundert Millionen Stunden ihre Enkelkinder, wie der von Pasqualina Perrig und andern herausgegebene „Generationenbericht Schweiz“ (Seismo, Zürich 2008) veranschlagt. Ältere Menschen pflegen auch Hochbetagte. Ihre Leistungen betragen allein im eigenen Haushalt über eine Milliarde Franken. Die gesamte unbezahlte Arbeit, welche die Haus-, Familien- und Freiwilligenarbeit umfasst, macht in der Schweiz laut Bundesamt für Statistik 250 Milliarden Franken aus. Bei Debatten über alte Menschen geht es aber nicht nur um das Geld, sondern auch um Ängste und Verunsicherungen. Sie äussern sich darin, graue Haare als bedrohlich zu empfinden und in der Werbung auf Jugendlichkeit zu setzen. So gibt es Betagte, die schon ein schlechtes Gewissen haben, wenn sie während Stosszeiten eine Strassenbahn benutzen oder sich auf einer öffentlichen Bank ausruhen. Alte scheinen ein Kostenfaktor zu sein, die meinen, ihre Lebensberechtigung mit Arbeit und einer terminbefrachteten Agenda belegen zu müssen.

Wir haben heute gute Chancen, Lebensqualität im Alter zu verwirklichen. In hundert Jahren haben sich in der Schweiz die Lebenserwartung verdoppelt, die Lebensarbeitszeit halbiert und die Reallöhne vervielfacht. Zeit und Geld sind vorhanden. Eine hohe Lebensqualität im Alter ist möglich, aber nicht selbstverständlich. In der Schweiz lebt in jedem dritten Haushalt eine allein stehende Person, in Städten in jedem zweiten. Die Individualisierung vereinzelt die Menschen. Sie erhöht aber auch unsere Wahlmöglichkeiten. Die Lebensentwürfe sind vielfältiger geworden. Wir dürfen Ungewöhnliches ausprobieren. Das verlangt von uns, Grenzen zu setzen. Denn wir müssen nicht alles tun, was wir tun können. Noch selten waren unsere Chancen, Lebensqualität im Alter zu verwirklichen, so

gut und bedroht wie heute. Daher sollten wir auch ab und zu fragen, ob es im Leben darum geht, ein beliebig austauschbares Rädchen in einem mechanistischen Modell zu sein, das hektisch funktioniert. Vielleicht könnten gerade ältere Menschen mehr Gelassenheit in die Gesellschaft bringen.

Neue Verbindlichkeit

Zwangsgeborgenheiten und enge soziale Kontrollen prägten kleinräumige, gemeinschaftliche Lebensweisen. Sie machen verständlich, weshalb viele Menschen städtische Freiheiten und sachlich distanzierte Sozialbeziehungen favorisieren. Diese erweisen sich aber als recht brüchig und kühl. Das mag die Bereitschaft fördern, wieder verbindlichere soziale Beziehungen einzugehen, und zwar nicht aus Angst oder Not, sondern frei gewählt. Neue Komplexitäten erfordern und fördern auch ein Differenzierungsvermögen, das pluralistische Strukturen berücksichtigt. Ältere Identitätskonzepte basierten auf relativ einheitlichen sozialen Voraussetzungen. Die viel gepriesene Authentizität strebte eine möglichst umfassende persönliche Kongruenz zwischen Anspruch und Wirklichkeit an. Heute ist es jedoch unabdingbar, Identitäten zu entwickeln, die vielfältige Widersprüche zulassen und in der Lage sind, mit Offenheiten umzugehen, ohne alles offen zu lassen und in Beliebigkeit abzudriften. Neue Identität zeichnet sich durch die Bereitschaft aus, Ambivalenzen einzugestehen. Sie entsagt jener bedrückenden Gemütlichkeit, die trügerisch Halt verspricht.

Ja, die Alten von morgen engagieren sich, weil sie Lust dazu haben und gefragt sind. Sie kommen ohne überfrachtete Agenda und Alltagshektik aus. Sie betrachten körperliche Beschwerden nicht als persönliche Schwäche. Sie sagen, dass ihnen das Älterwerden auch Mühe macht. Die Alten von morgen stehen zu ihren Falten. Sie berichten gerne, aber nicht aufdringlich von ihren Erfahrungen. Sie können zuhören, sind neugierig, einfühlsam und auch für Junge interessant, weil sie nicht nur an die Arbeit denken, sondern die Sinnfrage in den Alltag integrieren. Hoffentlich gelingt's. Auch dank dem Verzicht, bei alten Menschen sparen zu wollen, egal, was es kostet.